

Kultur & Gesellschaft

Tänze im winterlichen Eis

Ballett Schamlos romantisch: Franz Schuberts Liederzyklus «Winterreise» wird im Zürcher Opernhaus zum poetischen Abend zwischen Sehnsucht und Verlassenheit.

Nina Scheu

Jetzt werden die Tage wieder kürzer, Nebel ziehen auf: Passend zur Jahreszeit der Melancholie inszeniert der Zürcher Ballettdirektor Christian Spuck Franz Schuberts «Winterreise» in Hans Zenders «kompositorischer Interpretation» von 1993 für den Tanz. Die Uraufführung wurde am Samstag unerwartet auch zum Debüt des jungen süd-afrikanischen Tenors Thomas Erlank, der für den erkrankten Mauro Peter einsprang. Seit Saisonbeginn ist Erlank Mitglied im Internationalen Opernstudio und hat als Zweitbesetzung mit der Compagnie geprobt, den Liederzyklus aber noch nie vor grossem Publikum gesungen. Trotz spürbarer Anspannung gelang ihm ein solider, mit viel Applaus gefeierter Einstand auf der Bühne des Zürcher Opernhauses.

Dabei waren die Ohren besonders gespitzt, denn Schuberts Meisterwerk der Romantik ist einerseits so bekannt, dass viele Melodien längst ins Volksliedgut eingegangen sind (etwa «Der Lindenbaum»: Am Brunnen vor dem Tore...). Und andererseits fordert die musikalische Bearbeitung von Hans Zender zu vielfältigen, mitunter überraschenden Hörerlebnissen heraus. Zenders «kompositorische Interpretation», wie er die Bearbeitung nennt, fügt den melancholischen Liedern ungewohnte Geräusche, Lautstärkewechsel, Eruptionen und wandernde Töne hinzu, indem er die Musiker mit ihren Instrumenten umherlaufen lässt. Darum ist der Orchestergraben in dieser Produktion erhöht und erlaubt eine gute Sicht auf den Dirigenten Emilio Pomarico und das 24-köpfige Kleinorchester, zu dem neben Streichern und Bläsern auch ein Akkordeon, Gitarre und Saxofone gehören.

Zenders Interpretation und der Ballettabend beginnen mit einem lautmalerischen Vorspiel: Man vernimmt zuerst nur ein Schnauben, Schleifen und Schaben. Schwer schlurft da ein Mann durch den Schnee, verzweifelt, einsam, von der Liebsten verlassen. Die Schritte des müden Wanderers aus der Gedichtvor-



Der Zürcher Ballettdirektor Christian Spuck setzt in «Winterreise» die Stimmung der Musik in tänzerische Bilder um. Foto: Gregory Bartadon

lage von Wilhelm Müller verwandeln sich geradezu überdeutlich in Klang. Auf der Bühne löst sich der Tenor aus dem Dunkel und begibt sich zu den Musikern in den Orchestergraben. Auge und Ohr sollen sich in Christian Spucks tänzerischer Interpretation nicht ins Gehege kommen, zumal auch Zenders Neukomposition die Vorstellungskraft beflügelt und die getanzen Bilder auf der Bühne mit den musikalischen im Kopf leicht konkurrieren könnten.

Düstere Symbolbilder

Unter dem Neonlicht auf der in kühles Betongrau getauchten Bühne von Rufus Didwiszus übernimmt ein Tänzer (Jan Casier) für einen Moment allein die Rolle des umherirrenden Wanderers. Gross sind seine Schritte, als schwebte, als fliege er durch die kalte Nacht. Seine Bewegun-

gen werden bald gespiegelt von der ganzen Compagnie, die in schwarze Anzüge gehüllt (Kostüme Emma Ryott) in einer Bühnensenkung kauert und mit den Armen rudert, während eine weibliche Gestalt ein Bäumchen durch die Kulissen trägt.

Es bleibt bei der Momentaufnahme. Wie Schubert in seinem Liederzyklus und Müller in den zugrunde liegenden Gedichten zieht uns auch Christian Spuck in einen Wirbel aus wechselnden Stimmungen. Ziellos wie der Wanderer, scheinbar sinnlos wie das Leiden an vergangener Liebe und manchmal von verzweifelter Lustigkeit sind diese Gedichte und ihre Lieder. Verloren und irrlichternd finden sich auch die Tänzerinnen und Tänzer in ständig neuen Seelenlagen und Situationen. Sie drehen sich im Kreis wie die Gedanken des nächtlichen Träumers, sie su-

chen sich in Gruppen und Paaren, finden sich in knorrigen Pas de deux und verspielten Pas de trois. Manche davon so poetisch, so schwebend leicht in ihren Hebefiguren, dass man in ihnen versinken kann wie in Schuberts Gefühlswelt, die Musik und Abend beherrscht.

Sich auftürmende Hüte

Christian Spuck, der in seinen Balletten sonst gerne Geschichten (nach)erzählt, verzichtet in seiner «Winterreise» fast gänzlich auf die Narration. Stattdessen setzt er selbstsicher auf die Stimmung der Musik, die er mit viel Einfühlungsvermögen in tänzerische Bilder umsetzt. Dazwischen streut er Symbolgestalten: Schwarze Krähen bevölkern dann die Bühne, Schnee stiebt auf, und dunkle Männer auf Stelzen oder mit Zweigen auf dem Buckel treffen auf abstruse Ge-

stalten, auf deren Köpfen sich Hüte auftürmen.

Die Tänzerinnen und Tänzer fühlen sich offensichtlich wohl in Spucks kantiger Bewegungssprache, in der die Körper oft aus der Balance geworfen sind. Trotz der Allgegenwart von Düsternis und Kälte obsiegt in den Solos und Duetten eine zarte Sehnsucht, sei es nach der verlorenen Liebe, zunehmend auch nach der Erlösung im Tod. Blind und (fast) nackt stehen die Tänzer dann im gleissenden Licht. Das ist schamlos romantisch, so wie auch die Gedichtvorlage und Schuberts melancholische Intonation an Kitsch grenzen würden, fehlte ihnen auch nur ein Quäntchen ihrer Genialität. Christian Spuck übersteht die Gratwanderung zwischen Pathos und Schönheit bravourös. Man folgt ihm mit warmem Herzen auf diese Reise ins winterliche Eis.

TV-Kritik «Tatort»

Gefährliche Gemütlichkeit

Fernsehen Der Oberstleutnant Moritz Eisner (Harald Krassnitzer) und die Majorin Bibi Fellner (Adele Neuhauser) vom österreichischen Bundeskriminalamt sind froh, dass sie einander haben, und müssen es auch sein; und wenigstens der Eisner hat es der Fellner wieder einmal gesagt in der Wiener «Tatort»-Folge «Her mit der Marie!» (der Grant, wie sie in Wien die Übellaunigkeit nennen, nagte schon ein wenig an der Beziehung). Sie hat es umgekehrt aber auch angedeutet, mit Recht. Weil die beiden einander mehrmals «den Oasch grettet» haben, wenn nicht gerade physisch, dann seelisch oder in disziplinarischen Angelegenheiten.

Zwischen der Bibi und dem Moritz ist ja so etwas wie Familiarität entstanden, ein «unausgelebtes gschlampertes» Verhältnis vielleicht sogar und jedenfalls ein Band aus Geistesverwandtschaft und sich anziehenden Gegensätzen. Es ist um sie ein Raum des grundsätzlichen Gernhabens, darin hat auch Eisners Tochter ihr Plätzchen (die Claudia ist wieder da, trat aber gestern nur als Hintergrundgeräusch auf), manchmal der Inkasso-Heinzi (Simon Schwarz), dessen «Oasch» dieses Mal fast nicht mehr zu retten war, und ab und an selbst der Oberst Rauter (Hubert Kramar), der die Verwarnungen erteilt. Und das ist doch der ruhende Charakterkern eines Wiener «Tatorts»: so eine grantlerische Gefühlswärme.

Split-Screen, Gott behüte!

Das kriminelle und kriminalistische Geschehen drum herum war, nun ja, dramatisch unauffällig und ästhetisch von der Stange, wir sagen nur: Split-Screen, Gott behüte! Es handelte sich in «Her mit der Marie!» – mit dem Titel ist nicht eine Frau gemeint, sondern Geld – um den Überfall auf zwei Geldkuriere des «Doktas», eines würdig gealterten Grosskriminellen, der seine Revenuen aus dem Bordellwesen bezog. Es kam einer zu Tode auf einem burgenländischen Feld, er musste brachial entsorgt werden, und so was liess sich der «Dokta» nicht gefallen. Einesteils. Die Fellner und der Eisner haben dann einiges herausgebracht dank der DNA-Analyse, der Ballistik und des gesunden Menschenverstands, jedoch nicht alles. Das war andernteils die Geschichte von den Mühlen einer akribischen Fahndung. Und wären nicht zu den verbrecherischen Vorgängen die Verschlingungen einer Liebe gekommen, wäre es tatsächlich ein bisschen fad gewesen.

Die Wirren des Liebeslebens gehörten aber schon wieder zur Stimmung, die diese «Tatorte» ausmacht. Sie fügten sich in die Melodie. Zur gefährlichen Gemütlichkeit, die Wiener Lieder singt. Zur Atmosphäre eines gegen alle Vorschriften gepflegten «Haberertums» («Haberer» kann viele Stufen meinen zwischen Kumpan und Busenfreund). Zur Melancholie des Schmöhs. Deshalb war das doch sehr schön. Bloss mit dem Inkasso-Heinzi gings traurig aus. Womöglich wird in Zukunft dunkle Schwermut auf ihm lasten.

Christoph Schneider

Diskutieren Sie mit über den aktuellen «Tatort» auf unserer Website.

Eduardo Arroyo ist gestorben

Kunst Der spanische Künstler Eduardo Arroyo, einer der Hauptvertreter des kritischen Realismus des 20. Jahrhunderts, ist tot. Der Maler, der auch als Schriftsteller, Bildhauer und Bühnenbildner tätig war, starb im Alter von 81 Jahren in seinem Haus in Madrid. Die Zeitung «La Vanguardia» würdigte ihn als «Ikone der narrativen Figuration». Arroyos oft ironische, farbenfrohe Werke, die Elemente der Pop-Art beinhalten, sind in den wichtigsten Museen der Welt zu bewundern, so im Moma in New York, im Pariser Centre Pompidou und in der Berliner Nationalgalerie. Das spanische Königshaus schrieb auf Twitter: «Spanien verliert heute eine der Insignien seiner Kunst.» (sda)

Bei den Uiguren

Literatur Alice Grünfelders Roman erzählt von einem übersehenen Konflikt in China.

Die UNO und Human Rights Watch berichten über Internierungslager in der chinesischen Provinz Xingjiang, in der bis zu eine Million Uiguren festgehalten seien. In den Westen dringen auch Nachrichten von Attentaten und Repressalien. Diese Region hat die Schweizer Sinologin Alice Grünfelder zum Schauplatz eines Romans gemacht. Zwei Frauen reisen in die unruhige Provinz: die Kunsthistorikerin Roxana, die in den 1990er-Jahren nach buddhistischen Höhlenmalereien sucht, und zwanzig Jahre später die Entwicklungshelferin Linda, die ein Baumpflanzungsprojekt vorbereiten will. Beide sind fasziniert von der Wüsten-

landschaft, sie sympathisieren mit den Uiguren, hören zu und denken nach, während die ihnen zugesellten männlichen Begleiter wie Elefanten im Porzellanladen agieren. Vage scheinen auch biografische Hintergründe auf; Linda hat eine unglückliche Liebesgeschichte hinter und den Krebs in sich, Roxana möchte sich auf der Reise nicht selbst finden, sondern sich in der anderen Kultur verlieren. Adieu Westen: «Sich selbst wollte sie austreichen aus dieser Welt.»

Sie erlebt einen öffentlichen Schauprozess, gelangt auf abenteuerlichen Wegen in ein fast verlassenes Dorf und entdeckt Mohnfelder in einem Tal. Wir

verlieren sie in der Wüste aus den Augen. Das Tagebuch, das sie führt, gelangt dann in die Hände Lindas, die es der Schwester der Verschollenen überbringt.

Alice Grünfelder will mit dieser doppelten Romanhandlung das Bewusstsein wecken für einen Konflikt, für den sich – anders als im Fall der Tibeter – hier kaum jemand interessiert, was auch daran liegen könnte, so wird suggeriert, dass die Uiguren Muslime sind. Jedenfalls lässt die Autorin Menschen zu Wort kommen, die von Verdrängung und Verfolgung berichten und den Verlust ihrer Kultur befürchten. «Die Chinesen sind überall, selbst wenn du drei

Meter tief gräbst, findest du welche», sagt einer. Andere erläutern anklagend, wie Bodenschätze geraubt und alle Investitionen nur den umgesiedelten Chinesen zugutekommen. «Die Wüstengängerin» ist eingängig geschrieben, aber ohne grosse literarische Ambitionen. Der «informierende» Roman veranlasst vielleicht Leser, sich mit dem politischen Konflikt näher zu beschäftigen.

Martin Ebel

Alice Grünfelder: Die Wüstengängerin. Edition 8. 238 S., 28 Fr. Lesung 28.10., 19.30 Uhr, in der Buchhandlung am Hottingerplatz.